Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 44

Artikel: Vor der Konferenz zu Washington

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645740

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Armen gar gespenstisch aussah. Je mehr wir uns indessen Jena näherten, desto interessanter wurde die Gegend, und schließlich hätte man meinen können, man sei in eine schweizerische Hügellandschaft geraten. An einem schönen, sonnigen Spätherbsttag, mittags halb 12 Uhr, langten wir beim „Weimarischen Hof" zu Jena an. Auf dem mit dem Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen geschmückten Marktplatz waren ungefähr zwanzig Burschenschafter der „Germania" in weißen Mützen an Tischen beim Frühschoppen versammelt und sangen mit weithin tönenden Stimmen das Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin". Mir wurde dabei recht wehmütig ums Herz, und am liebsten wäre ich gleich heimgekehrt. Beim Mittagsmahl im „Weimarischen Hof", wo bereits der junge, später bekannt gewordene Studentenvater Kämmer als Kellner amtete, gab es Kartoffelklöße, mit denen ich nichts anzufangen wußte, die ich aber nach drei Wochen als Leckerbissen genoß. Die Studenten waren erst spärlich eingerückt. An Bekanntschaften fehlte es indessen nicht, und Freundschaften wurden mit einer Schnelligkeit geschlossen, wie sie nur der Jugend eigen ist.

Nun wurde die Stadt und Umgebung in Augenschein genommen. Jena war eine überaus heimelige Studentenstadt, die in einem schönen, von Hügeln umschlossenen Talkessel „an der Saale hellem Strande" liegt und schon von Goethe mit den Worten gepriesen wird:

Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort.

Die Stadt zählte bei 9000 Einwohnern etwa 500 Studenten, darunter 90 Theologen. Die nicht zahlreichen Sehenswürdigkeiten werden in folgenden lateinischen Distichon aufgezählt:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus, septem miracula Jenae.

Das heißt: Altar (Michaeliskirche), Standbild, Drache, Berg, Brücke, Fuchsturm, das Weigelsche Haus sind die sieben Wunder Jenas. Interessant sind die vielen Gedenktafeln an den Häusern, in denen berühmte Persönlichkeiten gewohnt hatten. Die Häuser sind alt, die Straßen, obenan die Johannisgasse mit dem Eingangstor, dem Johannisturm, die am Burgkeller vorbei auf den Marktplatz führt, waren ziemlich reinlich gehalten, wie es im Liede heißt:

„Und die Straßen sind gar sauber,
Sind sie gleich ein wenig krumm;
Denn ein Wasser wird gelassen
Alle Wochen durch die Straßen
In der ganzen Stadt herum."

Ein Kalauer feierte besonders folgende Orte der Umgegend als Stätten der Gemütlichkeit:

„Lichtenhain und Ammerbach
Und die Rasenmühle
Sind die Orte, da man kann
Sich gemütlich fühle."

Die Rasenmühle, ein vielbesuchter, naher Ausflugsort, mußte der Saaltalbahn weichen, die bald nach meiner Ankunft eröffnet wurde. Kaum war ich in die Stadt eingezogen und hatte ich den Wanderstab in einer äußerst billigen Wohnung mit den üblichen zwei Buden bei dem großherzoglichen Steuerinspektor Schmidt auf dem Engelplatz abgestellt, so trafen verschiedene Geschäftsempfehlungen ein. Den Morgenkaffee, eine Art deutschen Reichseichelkaffee, genoß man auf der Bude, den Mittagstisch fand man in einem Gasthof, und das Abendbrot nahm man an einem beliebigen Orte ein oder bereitete es sich selbst zu. Da das Semester noch nicht eröffnet war, wurde mit einigen Begleitern den Bierdörfern Lichtenhain, Ziegenhain, Zwätzen, Kuniz, Lobeda, dem Hausberg mit dem Fuchsturm, dem Forst und dem Landgrafenberg mit dem Napoleonstein, wo Bonaparte nach der Schlacht bei Jena geruht hatte, die Aufwartung gemacht. Abends kamen wir gewöhnlich im „Rosensaal", der mit unzähligen Studentenphotographien geschmückt ist, zusammen, und auf dem Heimweg durch die Johannisgasse mußte ich jeweilen einen Jodel zum besten geben. Wenn die Nachtwächter sich hemmend einmischen und Ruhe gebieten wollten, riefen die Philister und ihre Schönen zum Fenster hinaus: „Lossen S' den Schweizer jodeln!" Die Bewohner der Stadt waren mit den akademischen Sitten wohl vertraut, setzten sich mit den Musensöhnen an den Biertisch und benahmen sich mit Zutrinken ganz kommentmäßig. Man reichte einander die Hände, und bald sprachen die Lippen das brüderliche Du zueinander. Heimatlieder wurden gesungen und mit Ehrfurcht angehört. Auch wurde politisiert, und bald hieß es, daß da ein urchiger Republikaner und Demokrat aus der Schweiz angekommen sei.

Für die Studenten gab es damals in Jena sehr viel Freiheiten, auch eine akademische Gerichtsbarkeit. Rektor und Senat, in Vertretung auch der Universitätsamtmann, saßen bei Vergehungen der akademischen Jugend über dieselbe zu Gericht, natürlich mit mehr Verständnis für jugendlichen Uebermut als ein gewöhnlicher Zivilrichter. Wehe dem, der an diese Freiheiten zu rühren wagte! Wie gefährlich ihm dies werden konnte, mußte Kuno Fischer erfahren. Freilich haben die Studenten die Professoren manchmal irregeführt. Ein stämmiger, hübsch gewachsener „Germane", der bereits das Amt eines Referendars bekleidete, wurde in einem Pistolenduell durch das Knie geschossen. Es trat leider Starrkrampf ein, der den Tod des mir wohlbekannten Mannes zur Folge hatte. Da streuten die Studenten das Gerücht aus, ein großer Korpshund habe den Mann gebissen. Einige Tage später stand ein Ukas am schwarzen Brett, wonach innert Monatsfrist alle großen und bissigen Hunde beseitigt werden müßten. Der Ukas wurde aber nicht zurückgenommen, obschon später den Professoren die wahre Todesursache des Germanen bekannt wurde. Das war die verdiente Strafe für die Lüge, und die Professoren hatten schließlich doch den Sieg davongetragen.

Frage.

Die du immer mir zur Seite gehst,
Jeden Weg mit Dornen mir bereitest,
Die du früh an meinem Lager stehst
Und des Nachts durch meine Träume gleitest,
Dunkle Freundin aller meiner Tage,
Unerbittliche Gewissensklage,
Werd' ich immer dir ins Auge sehn?

Oder wenn die ird'sche Sonne bleicht,
Wenn des Herzens Schuld und Not und Bangen
Vor dem Strahl der Gottesgnade weicht,
Ew'ge Lüfte selig mich umfangen,
Wirst du endlich mir ein Lächeln spenden,
Deine ernsten Augen von mir wenden,
Und versöhnt von meiner Seite gehn?

Anna Burg.

Vor der Konferenz zu Washington.

Lloyd Georges hat in der irischen Frage im Unterhaus gesiegt und sitzt fester als je. In der französischen Kammer errang Briand ein Vertrauensvotum gegen die unversöhnliche Rechte, aber das will nicht viel über die Zukunftsaussichten der französischen Regierung der Mitte sagen. Sie steht ebensowenig fest wie das neue Kabinett Wirth, das als ein rechtes Verlegenheitsprodukt in die Lücke trat, ohne den wichtigsten Minister des frühern Blockes,

Rathenau, ohne die wirkliche Garantie der Demokraten, ohne eine wirkliche Union des Zentrums mit den Sozialdemokraten und selbstverständlich ohne die Zustimmung der Unabhängigen und der Stinnespartei. Die gegenseitige Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland scheint aber, und das ist im Augenblick wichtiger als jede Regierungszusammensetzung, durch das Abkommen von Wiesbaden gesichert, und so bleibt doch, wenn nicht Rathenau selbst, so doch sein Werk bestehen, als eine der wichtigsten Richtlinien, nach welcher sich auch die neue Regierung einstellen wird.

Dies Abkommen, das die wirtschaftliche Solidarität beider Völker so augenscheinlich betont hat, wird übrigens noch viel wichtiger im Hinblick auf den Besuch der Franzosen in Amerika anläßlich der großen Abrüstungskonferenz. Vorläufig ist Marschall Foch als erster Franzose von besonderm Rang drüben. Er wird in erster Linie das industrielle Rüstzeug der Union zu bewundern haben und wahrscheinlich nicht sehen, was dem amerikanischen Kapitalismus noch wichtiger ist als alle Kanonen: Die wirtschaftliche Depression, an der die europäische Ohnmacht in erster Linie schuld ist. Wenn aber Foch nicht Augen dafür haben sollte, Briand wird der Mann sein, auf den die Amerikaner wirken werden. Die Gedankengänge der führenden Politiker von drüben sind sicher so nüchtern und in den Augen der Franzosen fast frevelhaft unnationalistisch, daß es auf die engen Horizonte der Franzosen einen beklemmenden Eindruck machen muß. Wenn in den großen Aussprachen Amerika den streitenden Europäern erklärt, wie wenig Verständnis es habe für die verschiedenen Aspirationen der Nationen und Nationchen, wenn es auseinandersetzt, wie sein Interesse ein blühendes Europa voraussetze, dieses blühende Europa aber ohne eine blühende deutsche Wirtschaft undenkbar sei, dann steht das Wiedergutmachungsproblem vor einem neuen Forum mit neuen und größern Gesichtspunkten der Beurteilung. Wer weiß, man datiert in spätern Jahrzehnten die eigentliche Revision der wirtschaftspolitischen Grundlagen von Versailles von der Washingtonerkonferenz an. Freilich ist die Voraussetzung für die französische Einsicht eine amerikanische Tat, und diese Tat wäre der Verzicht Amerikas auf seine Kriegsguthaben in Europa. Dieser Verzicht müßte aus der Erkenntnis stammen, daß erst mit der Entlastung Europas der amerikanische produktive Besitz seinen vollen Wert erhält, wogegen dieser Besitz nicht den halben Profit abwirft, so lange Europa unter außerordentlichen Lasten seufzt. Die Wahrheit ist ungeheuer einfach: Es gehen den Amerikanern jährlich mehr Millionen verloren als sie von Europa jetzt zu fordern haben, sofern sie nicht auf die Guthaben verzichten und nicht bereit sind, noch weitere Opfer in Form von Krediten zu bringen.

Frankreich und Großbritannien stehen ja Deutschland in einer ganz ähnlichen Lage gegenüber. Solange sie ihre Forderungen aufrecht erhalten, die Mark vernichten und das deutsche Dumping fördern, Deutschland aber außerstande setzen, zu kaufen, solange verlieren sie täglich so viel, daß der Verlust am Ende des Jahres die deutschen Entschädigungssummen spotthaft übersteigt. Man wird endlich aufatmen, wenn das amerikanische „Verzichte" fällt, denn man hat Aussicht, nachher auch in Europa dieses „Verzichte" zu vernehmen.

Will aber weder der amerikanische noch der europäische Kapitalismus die Kraft zum gemeinsamen Opfern aufbringen, ja, um banaler zu sein, wollen die großen Besitzer nicht begreifen, daß ihr wichtigster Besitz die deutschen Käufer sind, die man kaufkräftig machen muß, um den Wert des eigenen Kapitals zu behalten, dann werden die wirtschaftlichen Gesetze dafür sorgen, daß der Ausgleich der Vermögen auf andere Weise erfolgt. Die Wirtschaft zwingt den Staat zu Maßnahmen, die unter normalen Verhältnissen undenkbar wären, aber er gehorcht, denn die Wirtschaft ist mächtiger als jede politische Doktrin, das haben nicht nur die Bolschewiki erfahren. Genau wie in Moskau eine Bank, eine wirkliche Staatsbank errichtet wurde, und genau so wie die Spekulantenklasse der neuen Reichen im Sowjethimmel sich schon eine Börse ertrotzt hat, genau so wird im Westen der Staat zu Eingriffen in die Wirtschaft gezwungen, welche den politisch gedachten Wirtschaftsmaximen der Friedensverträge direkt zuwider laufen.

Ein selten klares Beispiel, auf welchem Wege die automatische Revision der Friedensverträge erfolgen wird, liefert die englische Exportfinanzierung. Der britische Staat hat in seiner großen Arbeitslosennot das Aeußerste gewagt und im Verein mit Banken, Exportfirmen und Fabrikanten so enorme Kredite bereit gestellt, daß Hoffnung besteht, England werde seinen Handel bald einmal neu beleben, vorausgesetzt, daß nicht die Mark ins Bodenlose fällt und jedes britische Angebot auf dem Weltmarkt überhaupt ausschaltet. Die britischen Pläne zur Finanzierung setzen fest, daß dem Exporteur 43 Prozent des Inlandpreises für eine Ware vergütet werden sollen, sobald er diese Ware im Ausland absetzt. Er kann also im Ausland für bloß 57 Prozent des britischen Inlandpreises verkaufen. Das ist ein Milliardenopfer des Staates, aber ein notwendiges; denn wird nicht geopfert, so besteht Gefahr, daß das Ausland überhaupt nicht kauft, also auch nichts bezahlt. England opfert also, um nicht ganz zu verarmen, einen Teil seines Vermögens. Rechnet man die britische Ausfuhr sechs Milliarden Goldmark jährlich, so wird der Staat bei voller Ausfuhr über zwei Milliarden opfern, also beträchtlich mehr als es von Deutschland zugut hat. Und dies Opfer steht in ursächlichem Zusammenhang mit dem von Deutschland geforderten Tribut. Deutlicher als so kann man die Chimäre der deutschen Entschädigungen nicht demonstrieren.

Neuerdings hat sich die Sowjetregierung an die kapitalistischen Staaten gewandt mit dem Ersuchen, sie möchten zu Verhandlungen zusammentreten, um mit Rußland Frieden zu schließen. Diesen Sinn muß man wenigstens dem Funkspruch Tschitscherins geben. Er will, daß die bolschewistische Regierung anerkannt werde, Moskau könne sich bereit erklären, über die vor 1914 eingegangenen Schulden des zaristischen Staates zu verhandeln. Diese Nachricht ist wichtig, zeigt sie doch, daß die Machthaber im Kreml immer deutlicher erkennen, wie notwendig die technische Hilfe des Westens bei dem großen Aufbau ist. Aber noch wichtiger als die moskowitische Bereitschaft ist die Stellung, die Frankreich und England bei dieser Gelegenheit einnehmen werden. Wenn die ersten erbosten Pressestimmen maßgebend sein sollen, so wird das Maximum an Geldforderungen gestellt werden. Ein schlimmeres Zeugnis für die wirtschaftliche Einsicht der Entente kann man sich nicht denken, und die Unbelehrbarkeit ist unübertrefflich, wenn man am Beispiel Deutschland nichts gelernt hat, wie die Methode aussieht, mit der man aus einem Lande etwas herausholen kann. Die Frage, ob die Russen etwas schuldig seien, ist nicht nur eine Frage zehnten, sondern schlechthin letzten Ranges, aber ersten Ranges ist die Notwendigkeit, daß dort etwas hergestellt werden kann, das für den Westen Tauschwert besitzt. Dieses aber sucht man wenn möglich über alle bolschewistischen Utopien hinaus noch mehr zu verunmöglichen...

Sollten die Herren in Moskau recht haben, wenn sie in der Konferenz von Washington nichts sehen wollen als eine Konferenz von Unbelehrbaren, der sie in Irkutsk eine Gegenkonferenz „zur Verteidigung Asiens gegen jede Unterdrückung" gegenüberstellen wollen? Man weiß es nicht. Die wichtigsten Fragen zwischen Amerika und Japan sind in Sonderverhandlungen berührt worden — aber die Rassenfrage ist ungelöst, und die Machtgelüste des riesig gewachsenen amerikanischen Kapitalismus sind zu offenbar, um nicht Mißtrauen allenthalben zu wecken. -kh-